



ANN SWINDELL

Wenn  
du wartest  
... bin ich  
bei dir



Was passierte, als Gott mein  
wichtigstes Gebet nicht erhörte

BRUNNEN



Ann Swindell

*Wenn du wartest  
... bin ich bei dir*

**Was passierte, als Gott mein  
wichtigstes Gebet nicht erhörte**

Deutsch von Renate Hübsch

Originally published in English in the U.S.A. under the title:  
Still Waiting, by Ann Swindell  
Copyright © 2017 by Ann Swindell  
German edition © 2018 by Brunnen Verlag Gießen  
with permission of Tyndale House Publishers, Inc. All rights reserved.

Englische Originalausgabe veröffentlicht unter dem Titel:  
Still Waiting, by Ann Swindell Copyright © 2017 by Ann Swindell  
Deutsche Ausgabe mit freundlicher Genehmigung  
von Tyndale House Publishers, Inc. Alle Rechte vorbehalten.



© 2018 Brunnen Verlag Gießen  
Lektorat: Konstanze von der Pahlen  
Umschlagfoto: Shutterstock  
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger  
Satz: DTP Brunnen  
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN Buch 978-3-7655-2084-6  
ISBN E-Book 978-3-7655-7507-5  
[www.brunnen-verlag.de](http://www.brunnen-verlag.de)



## *Stimmen zu diesem Buch*

Wie ein Leidensweg ins Leben führt und Zukunftsperspektive aufzeigt, schildert Ann Swindell in äußerst berührender Weise. Gerade mit dem Ende ihres Versteckspiels kommt sie aus ihrer heimlichen Welt heraus und erntet damit Achtung und Bewunderung. In jeder Beziehung ein Buch mit Vorbildcharakter.

*Kathi Steiert, Erzieherin*

Möge dieses Buch dazu beitragen, dass Ihre Liebe zu Jesus wächst und Sie sich fest darauf verlassen, dass er Ihnen überall begegnen kann, auch und gerade dann, wenn Sie warten.

*Jimmy Seibert, Pastor*

Ann Swindells behutsame und sorgfältig gewählte Worte haben mein Herz erreicht, das so oft ungeduldige Fragen stellt, besonders wenn ich warten muss. Sie weisen einen Weg zu der Wahrheit, die Leben verändert, und bieten Ermutigung und Hoffnung.

*Terri Kraus, Autorin*

Dieses Buch bietet allen von uns, die leiden und es müde sind, noch länger zu warten, zuverlässigen Boden unter den Füßen.

*Hayley Morgan, Bestsellerautorin*

Für Michael.

Deine Liebe führt mich immer zu Jesus.

# Inhalt

Vorbemerkung der Autorin	7	
Eine Frau, die weiß, was warten heißt	9	
<b>Kapitel 1</b>	Wie alles begann	13
<b>Kapitel 2</b>	Eine Brücke zu Jesus	25
<b>Kapitel 3</b>	Der teuerste Preis	51
<b>Kapitel 4</b>	Die einzige Identität	73
<b>Kapitel 5</b>	Vorgeschmack auf mehr	97
<b>Kapitel 6</b>	Die Scham ist eine Lügnerin	119
<b>Kapitel 7</b>	Alle Tränen gezählt	143
<b>Kapitel 8</b>	Höchst riskant	167
<b>Kapitel 9</b>	An meiner Seite	187
<b>Kapitel 10</b>	Die sicherste Hoffnung	205
<b>Nachwort</b>	Das Glück des Wartens	223
Anmerkungen		231
Bibelübersetzungen		233



## *Vorbemerkung der Autorin*

Dieses Buch ist kein Protokoll meines Lebens, sondern eher ein Reisebericht, den ich aus der Erinnerung schreibe. Um der Kürze willen habe ich manche Ereignisse verdichtet und die zeitlichen Abläufe gerafft. Außerdem habe ich Namen geändert, um die Anonymität der betreffenden Menschen zu wahren. Dennoch: Menschen, Ereignisse und Orte, die in diesem Buch vorkommen, sind alle real und bedeuten mir sehr viel.

Auch das Leben der Frau, die jahrelang an schweren Blutungen litt, war real – wenngleich der biblische Bericht uns kaum Einzelheiten verrät. Ich habe viel Zeit in Bibliotheken verbracht und aus unzähligen Büchern herausgefischt, was ich über ihre Geschichte finden konnte. Aber gesicherte Fakten sind spärlich. Daher beruht meine Wiedergabe ihrer Geschichte – die ich hier als fiktive Parallele zu meiner eigenen erzähle – zwar auf soliden Forschungen, muss aber doch in weiten Teilen Mutmaßung bleiben. Wir wissen nicht, wie alt sie war, als sie Jesus begegnet ist, und wir kennen auch die Ursache und Art ihrer Blutungen nicht. Meine Annahmen in diesem Buch stützen sich auf Studien und Hypothesen von Bibelwissenschaftlern und Historikern, die sich mit den Gegebenheiten des ersten Jahrhunderts gut auskennen.

Ich wünsche mir, dass die Geschichte der blutflüssigen Frau und auch meine eigene Geschichte auf Jesus Christus verweisen und Ihnen seine Wahrheit und Güte vor Augen

malen. Er ist der Grund dafür, dass ich dieses Buch geschrieben habe – und dafür, dass ich überhaupt eine Geschichte zu erzählen habe.

## *Eine Frau, die weiß, was warten heißt*

Unter den Leuten war auch eine Frau, die seit zwölf Jahren an schweren Blutungen litt. Sie war bei vielen Ärzten in Behandlung gewesen und hatte dabei viel gelitten und ihr gesamtes Vermögen ausgegeben, aber es hatte nichts genutzt; im Gegenteil, ihr Leiden war nur noch schlimmer geworden. Diese Frau hatte von Jesus gehört. Nun drängte sie sich in der Menge von hinten an ihn heran und berührte sein Gewand.

Markus 5,25-27 (NGÜ)

Schon viele Jahre begleitet mich die Geschichte der blutflüssigen Frau. Immer wieder spricht diese biblische Erzählung zu mir und klingt in meinem Leben nach. Ich ertappe mich dabei, dass ich an diese Frau denke, mir manche Frage über ihr Leben stelle, immer wieder neue Einzelheiten ihrer Geschichte aus theologischen Büchern oder Kommentaren heraus suche. Ich möchte verstehen, wer sie war und wie ihr Leben in all den Jahren ausgesehen hat, bevor sie Jesus begegnet ist. Ich möchte aufdecken, was ihre Geschichte uns darüber sagt, wer Jesus Christus ist und wie er sich Menschen zuwendet, die Schweres zu tragen haben.

Die Bibel gibt nur wenig Einblick in ihr Leben, bietet uns nur ein paar dünne Erzählfäden. Seit zwölf Jahren leidet sie an Blutungen. All ihr Geld hat sie für Ärzte verbraucht, die ihr nicht helfen konnten. Körperlich geht es ihr immer schlechter.

Und dann braucht es nur einen einzigen Kontakt zu Jesus, um ihr zerstörtes Leben zu heilen und alles zu verändern.

Das ist so ungefähr alles, was wir wissen. Zusammengeflochten wird aus diesen Fäden ein dünnes Seil, an dem ich mich entlanghangeln kann, um die Frau aus den Evangelien zu verstehen. Ich kenne weder ihren Namen noch ihr Alter, ich weiß nicht einmal, wann ihre Blutungen begannen. Vermutungen, Theorien und Denkmöglichkeiten über sie gibt es reichlich. Und doch wahrte sie ihr Geheimnis.

Aber dieses Geheimnis hilft mir, mich mit ihr zu identifizieren. Wo ich ihr Gesicht nicht sehen kann, kann ich mir mein eigenes vorstellen. Da ich ihren Namen nicht weiß, habe ich meinen zwischen die Zeilen meiner Bibel geschrieben. Ich habe versucht, mich in die blutflüssige Frau hineinzusetzen.

Ich will nicht behaupten, dass das Leid, das ich in meinem Leben erfahren habe, mit dem dieser Frau zu vergleichen ist. Ich weiß nicht, wie es ist, zwölf Jahre lang unter Blutungen zu leiden, die mich sozial und religiös isolieren, ohne Hoffnung auf Besserung. Aber ihre Geschichte ist in vieler Hinsicht auch eine Geschichte des Wartens – und irgendwann in unserem Leben müssen wir wohl alle mal auf etwas warten.

Ich jedenfalls kenne das Warten – Jahre des Hoffens und Betens und des Träumens von einer Heilmethode, die kein Arzt mir bieten kann. Jahre des Wartens auf eine heilende Begegnung mit Jesus. Jeder neue Morgen erinnert mich daran, dass mir keine Heilung versprochen und kein Schlussstrich unter meinen Zustand garantiert ist.

Wie diese Frau habe ich auf Jesus gewartet. Und dabei mei-

ne eigene Geschichte mit Gott gelebt – vielleicht eine ähnliche Geschichte wie die meiner biblischen Schwester. Nein, ich bin nicht dieselben Wege gegangen und habe nicht in denselben Lebensumständen gelebt. Aber ich habe dieselbe Frage gestellt: Wird Gott mir schenken, wonach ich suche? Und je länger das Warten dauerte, desto mehr Fragen hatte ich. Werde ich ihn trotzdem lieben, egal was geschieht? Werde ich ihm weiter vertrauen können?

Mitten in all diesen Fragen und Gebeten und Zweifeln stellte ich fest, dass ich auf einen Gott wartete, den ich nicht immer verstand oder ergründen konnte.

Aber ich bin ihm begegnet – *während* ich wartete.

Und das hat für mich alles verändert.



# 1

## Wie alles begann

Ich stelle mir vor, ihr Name war Sarah. Ein guter Name – der Name von Abrahams Frau, dem Stammvater ihres Volkes. Ihre Eltern hatten ihn ihr gegeben, vielleicht etwas mehr als zwanzig Jahre zuvor, als sie nur ein Knäuel mit strampelnden Beinen und zappelnden Armen gewesen war, die in die Luft griffen und nach dem Nichts haschten. Sie war klein und kränklich gewesen bei ihrer Geburt und ihre Eltern hatten Sorge gehabt, dass sie nicht durchkommen würde. Deshalb hatten sie sie Sarah genannt – ein starker Name, der auch dieses Kind stark machen sollte.

Ob es nun der Name war oder der Segen des Gottes, den ihre Eltern verehrten: Sarah schaffte es durch ein schwieriges erstes Lebensjahr und wurde ein gesundes und glückliches kleines Mädchen. Wie die anderen Mädchen im Dorf blieb sie im Haus bei der Mutter und lernte, Ordnung zu halten und zu kochen und Geschichten zu erzählen. Ihr Vater verdiente mit seinen Schmiearbeiten gutes Geld und er würde ihr einen ehrbaren Ehemann suchen, wenn es dafür Zeit war. Ihre Mitgift würde ausreichen, um ihr einen aufrechten Mann zu beschere, und der gute Name ihres Vaters brachte die ersten Bewerber schon ins Haus, als sie erst zwölf war.

Die erste Blutung kam, als Sarah vierzehn war. Dies war Anlass zu einer stillen Feier in der Familie – sie hatte ihre Menstruation

bekommen und war zur Frau geworden. Ihre Mutter erklärte ihr, was sie in Zukunft im Blick auf ihren Körper zu erwarten hatte und was dies bezüglich ihrer Reinheit in der Dorfgemeinschaft bedeutete. Jeden Monat würde sie einige Tage lang nicht zum gemeinsamen Gottesdienst gehen und auch keine Besuche bei anderen machen können. Das war keine Strafe; es war für Frauen ganz normal.

Dann lächelte ihre Mutter und sprach von der Zukunft, die vor ihrer Tochter lag. Vielleicht würde sie noch in diesem Jahr verlobt und im nächsten oder übernächsten verheiratet werden. Ob sie sich vorstellen könne, flüsterte die Mutter, welche Freude es sein würde, eigene Kinder zu haben? Vielleicht würde sie bereits zwei – oder mit dem Segen Gottes auch drei – Kinder haben, bevor sie zwanzig war.

Sarah staunte, was so ein bisschen Blut alles verändern konnte. Sie genoss ihren neuen Status – sie war glücklich, dass ihre Mutter glücklich war und ihr Vater ihr sein anerkennendes Lächeln schenkte. Das Leben veränderte sich vor ihren Augen. Sie war jetzt eine Frau. Bald würde sie ihr Elternhaus verlassen.

Aber nach zwei Wochen hatte die Blutung noch nicht aufgehört. Ihre Mutter, die zuerst so froh über die Nachricht gewesen war, begann, sich Sorgen zu machen. Sarah erkannte es daran, wie ihre Mutter am Morgen den Brotteig knetete – viel zu heftig und zu lange. Die Fladen für das Abendessen gerieten unförmig und teigig. Als Sarah fragte, wann das Bluten aufhören würde, antwortete die Mutter, es hätte schon längst aufhören sollen. „Eine Woche“, sagte sie, „es sollte immer nur höchstens sieben Tage dauern, nicht länger.“

Sarah verstand nicht, was vor sich ging – in ihrem Körper und im Kopf ihrer Mutter.

Nach drei Wochen hörte Sarah, wie die Mutter leise mit dem Vater sprach, als sie glaubten, dass die Kinder schliefen. Sarah teilte sich eine Matte mit ihrer jüngeren Schwester; die älteren Brüder

lebten bereits nicht mehr im Haus und der Jüngste war erst fünf und schlief tief und fest. Sarah vernahm die Angst in der Stimme ihrer Mutter und spitzte die Ohren, um zu hören, was sie sagte.

Aber das Flüstern war zu leise, um etwas zu verstehen. Und doch wusste sie: Etwas stimmte nicht. Etwas stimmte nicht mit ihr.



Der Bericht über die blutflüssige Frau nimmt nur wenige Verse in der Bibel ein. Aber diese wenigen Verse haben eine bemerkenswerte Kraft. Sie wecken in mir eine Betroffenheit, die mich Gott in die Arme treibt.

Der Schwerpunkt der biblischen Erzählungen über die Frau liegt auf ihrer Begegnung mit Jesus – auf dem Augenblick der Heilung, der ihr ganzes Leben umkremelte. Aber es beschäftigt mich, wie das Leben dieser Frau wohl *vor* ihrer Begegnung mit Jesus war, wie es konkret ausgesehen hat. Sie hatte ja jeden einzelnen Tag der zwölf Jahre zuvor durchlebt.

Doch wir wissen nicht viel darüber. Die Evangelisten vermerken schlicht und einfach, dass sie zwölf Jahre unter Blutungen litt. Aber es waren ja nicht nur zwölf Jahre mit Blutungen, es waren auch zwölf Jahre des *Wartens*. Und Warten ist meist nicht von großer Ruhe und Gelassenheit geprägt.

Ich fühle mich seltsam hingezogen zu dieser Zeit – dazu, was sie ausgemacht hat, wie sie sich von innen angefühlt hat. Ich fühle mich hingezogen zu dem Schmerz, der in jedem Moment dieser 4380 Tage spürbar gewesen sein muss. Denn wer als eine Frau mit ständigen Blutungen versteht besser, welchen Schmerz es bedeutet, in jedem einzelnen Moment zu spüren, wie Leben aus dem Körper strömt? Wer, wenn nicht

sie, weiß etwas von dem Kampf, auf eine scheinbar unmögliche Heilung zu warten?

Die Vorgeschichte dieser Frau davor zieht mich an – die Jahre, Tage, Augenblicke –, weil ich selbst Jahre des Wartens durchlebt habe. Tage voll Verzweiflung und Sehnsucht, die sich länger hinzogen als zwölf Jahre.

Meine eigene Geschichte ist weniger dramatisch als die Geschichte dieser Frau – weniger offensichtlich vielleicht. Aber es ist auch eine Geschichte voller Scham und Verstecken, eine Geschichte des Wartens, die mich fast besiegt hätte.

## Wo meine Geschichte beginnt

Wie meine biblische Schwester wuchs ich in einer Familie auf, in der ich von klein auf von Gott hörte. Bevor ich sprechen oder nur einzelne Worte stammeln konnte, wurde ich in die christliche Gemeinde hineingetauft. Ein Pfarrer in grauem Talar hielt mich in meinem weißen Taufkleid über das Taufbecken, besprengte mich mit Wasser und nahm mich so in das Leben der Gemeinde auf. Dieser Moment markiert nicht nur das Versprechen meiner Eltern, mir den christlichen Glauben nahezubringen; es ist auch der erste von vielen weiteren besonderen Augenblicken auf meinem Weg zu Christus. Denn auch wenn das vielleicht ein wenig schlicht klingt: Ich kann mich an keinen einzigen Tag meines Lebens erinnern, an dem ich Gott nicht geliebt hätte. Ich hatte schon immer Sehnsucht danach, ihn zu kennen. Und so ist es bis heute.

Ich war ein Kind mit wacher Auffassungsgabe und suchte immer und überall nach dem Verbindenden – in jeder Blume, jedem Lied, jedem Menschen. Ich glaubte, dass man Gott

überall finden konnte, wenn ich meine Augen nur weit genug aufriss, um ihn zu entdecken. Ich sang Lieder für Gott, die ich mir selbst ausgedacht hatte. Ich summte ihm etwas vor, wenn ich die Muster in den Rinden der Bäume in unserem Garten bestaunte; ich tanzte für ihn, wenn ich mich bückte, um die Erdbeersüße der Maiglöckchen zu riechen, die auf dem Rasen blühten.

Ich betete mit kindlicher Inbrunst und schlief voller Träume und Ängste über dem Versuch ein zu verstehen, was Ewigkeit bedeutet. Einmal, ich war vielleicht sieben oder acht Jahre alt, rief ich im Dunkeln nach meiner Mutter, weil die Vorstellung mich so erschreckte, dass das Leben einfach immer weitergehen könnte. Sie nahm mich in den Arm, aber sie vermochte mir die Antwort nicht zu geben, die ich hören wollte, weil sie das Unerklärbare nicht erklären konnte: die schwindelerregende Vorstellung der Unendlichkeit.

Trotz meiner Ängste und der vielen Dinge, die ich nicht verstehen konnte, sprach ich jeden Abend, an den ich mich erinnern kann, mein Abendgebet. Ich sagte Gott meine Hoffnungen und wofür ich dankbar war, nannte ihm meine Wünsche und Sehnsüchte. Ich flüsterte in meinem Zimmer ins Dunkel oder betete schweigend, aber voller Hoffnung, dass er mich hören konnte. Ich glaubte, dass er mir zuhörte.

Wie die Geschichte der blutflüssigen Frau beginnt auch meine Leidensgeschichte – die anfangs noch trivial erscheinen mag – schon recht früh. Ich war elf. Den Anfang markierte etwas Unbedeutendes, das in meinem Leben zunächst keine große Rolle spielte. Ich wirkte bei einer Schulaufführung des Musicals *Die Piraten von Penzance* mit. Falls Sie diese komische Oper von Gilbert und Sullivan nicht kennen: Es geht um Piraten, eine Gruppe von Schwestern (ich war eine davon) und einen Held und eine Heldin, die sich ineinander verlie-

ben. Eine klassische Romanze also – nur dass noch Piraten eine Rolle spielen. Ich liebte die Musik, ich liebte das Rüschenkleid, das ich trug, liebte die Wärme der Scheinwerfer auf meinem Gesicht und den ganzen Wirbel aus Farbe und Klang und Text, der mich umgab.

Seit der dritten Klasse trug ich eine Brille, aber in der fünften bat ich meine Eltern, Kontaktlinsen tragen zu dürfen. Jeden Morgen setzte ich mir die winzigen Scheiben auf die Pupillen, spürte, wie sie sich ins Zentrum des Auges schoben. Jeden Abend nahm ich sie vorsichtig heraus, reinigte sie und verwahrte sie in der Linsenbox.

Während dieser Wochen in der fünften Klasse mit den *Piraten von Penzance* geschah etwas. Ich entwickelte eine Faszination für meine Augen – und vor allem für meine Wimpern und Augenbrauen. Vor jeder Aufführung schminkte ich mich mit Theaterschminke und Mascara. Ich hatte vorher noch nie Make-up getragen und das Auftragen der Wimperntusche machte meine Augen für mich noch faszinierender. Immer wieder strich ich mir über die Wimpern oder berührte sie mit den Fingerspitzen. Meine Wimpern waren lang und dicht; ich habe sie von meinem Vater geerbt. Sie waren wunderbar.

Dann, während einer Vorstellung, als ich hinter der Bühne auf mein Stichwort wartete, passierte es: Ich zupfte mir die erste Wimper aus. Ich kann mich noch genau an den Moment erinnern, an das Gefühl dabei. Es fühlte sich gut an, so wie ein erleichterndes Niesen. Es fühlte sich an wie das Knacken, wenn man ein Einmachglas öffnet. Es fühlte sich an wie der Beginn von etwas, das ich nicht verstand.

Auch wenn ich es damals noch nicht wusste: An diesem Tag begann ich mit einem Verhalten, das sich nach dem Schneeballprinzip ausweitete. Was mit diesem einen flüchtigen Moment begann, wuchs sich lawinenartig zu einem tiefen Kampf

in meinem jungen Leben aus. Nach diesem Moment habe ich mir jeden Tag Wimpern ausgezupft. Jeden einzelnen Tag. Es fühlte sich an, als ob sich eine Spannung löste. Es fühlte sich an, als ob ich nie wieder damit aufhören könnte.

Es ist ungewöhnlich, ich weiß. Und es ist befremdlich.

Anfangs bemerkten meine Eltern nichts davon; jedenfalls nicht, dass ich wüsste. Ich machte mir auch selbst nicht allzu viele Gedanken darüber. Aber bald waren die haarlosen Stellen um meine Augen deutlich zu erkennen.

Ich wusste nicht, was mit mir geschah, und meine Eltern standen ebenso vor einem Rätsel. Sie ermahnten mich, nicht mit meinen Wimpern herumzuspielen, sie nicht mehr zu berühren. Und ich bläute mir das auch ein. Aber obwohl mir selbst nicht gefiel, was ich tat – obwohl ich meinen eigenen Anblick verabscheute –, konnte ich nicht aufhören. Wenn ich nur ein bisschen gestresst oder nervös oder ängstlich war, wanderten meine Hände wie automatisch zu den Wimpern.

Manchmal zupfte ich auch einfach so gedankenlos daran herum. Ich habe schon immer gern gelesen und konnte Stunden auf der Wohnzimmercouch damit verbringen, die unbekanntesten Welten zu entdecken, die sich auf den Buchseiten vor mir entfalteten. In wenigen Stunden verschlang ich ganze Bücher.

Das Problem? Immer, wenn ich las, waren die Buchseiten später bedeckt mit Wimpernhärchen. Winzige braune Cs, die wie unerwünschte Schneeflocken über die Seite gestreut waren. Wenn ich sie sah, trieb es mir die Tränen in die Augen; ich wusste nicht, wie ich aufhören konnte, Dinge zu tun, die ich gar nicht tun wollte. Und auch meine Eltern hatten mehr als einmal Tränen in den Augen; sie wussten ebenfalls keinen Rat, wie ich mit diesem Zupfen aufhören konnte.

So begannen sie ihre Nachforschungen. Mein Vater ist Arzt und er entdeckte, dass ich an einer Erkrankung litt, die zwar

sehr seltsam war, aber doch real. Die Diagnose lautete Trichotillomanie, eine anerkannte Krankheit mit eigenem Namen. Sie besagte auch, dass ich nicht die Einzige war, die einen unbezwingbaren Drang verspürte, sich Wimpern und Augenbrauen auszuzupfen. Manche Betroffene reißen sich das Kopfhaar oder die Haare an Armen und Beinen aus. Trichotillomanie ist, wie wir später herausfanden, gar nicht so selten – man schätzt, etwa vier Prozent weltweit oder ein Prozent der amerikanischen Bevölkerung (in Zahlen: 2,5 Millionen Amerikaner) leben mit der Krankheit.<sup>1</sup> Aber in der Öffentlichkeit ist sie kaum bekannt, vermutlich haben Sie auch noch nie davon gehört. Denn sie wird kaum diskutiert. Warum?

Scham. Das ist der Grund.

Wie erklärt man jemandem, dass man nicht aufhören kann, sich selbst die Haare auszureißen? Wie erklärt man diese Anziehung, die sich unwiderstehlich anfühlt wie die Schwerkraft – obwohl niemand einen zwingt, etwas zu tun, was man selbst hasst? Wie sollte ich erklären, dass in meinem Gehirn dieser Drang unterirdisch ständig am Rumoren war wie ein schwaches Erdbeben?

Ich konnte es nicht. Es war zu verrückt, zu abartig.

Versetzen Sie sich in meine Lage: Mein Haarausreißen war ja keine dramatische Geste biblischer Verzweiflung wie bei Esra, als er erfuhr, dass das Volk Gottes sich seinem Gott widersetzte (Esra 9,3); es war auch keine Geste tiefster Trauer wie bei Hiob (s. Hiob 1,20). Und es war auch kein Haarausfall aus Altersgründen oder durch eine Chemotherapie – beides sozial akzeptierte Gründe dafür, dass jemand Haare verliert. Man ist ganz allein verantwortlich für ein Verhalten, mit dem man sich das Aussehen ruiniert. Und so sehr man es auch will, man kann einfach nicht aufhören.

Viele Betroffene geben an, dass sie aufgrund der Krankheit

Probleme mit dem Selbstwertgefühl haben. Aber anders als andere selbstverletzende Verhaltensweisen gründet Trichotilomanie nicht zwingend in Selbstablehnung. Die Ursachen oder Anlässe sind vielfältig. Familiäre oder körperliche Traumata: die Scheidung der Eltern, der Tod eines Haustiers, sogar ein Umzug können Auslöser sein.

Ich habe nichts davon erlebt. Ich hatte ein stabiles Familienumfeld, liebevolle Eltern und eine kleine Schwester, die ich liebte. Eine Zeit lang hatte ich Gewichtsprobleme, aber das schlimmste Trauma, das ich ansonsten erlebte, war, dass mein Klassenkamerad Peter in der vierten Klasse nicht mit mir ausgehen wollte. Ja, ich war ein wenig überängstlich – ich wollte immer alles richtig machen. Aber der Beginn meiner Trich-Erkrankung hatte keine klare medizinische Ursache – und damit gab es für die Diagnose keine klare Lösung. Auch medizinische Fachbücher sagten, die Krankheit sei nicht erklärbar und nur schwer, wenn nicht gar unmöglich zu behandeln.

Ich frage mich, ob die Frau mit den Blutungen sich so ähnlich gefühlt haben mag wie ich. Es gab keine offensichtliche Ursache für den Beginn der Blutungen – jedenfalls wissen wir nichts darüber. Es gab offensichtlich keine bekannte Therapie. Es gab überhaupt keine Perspektive. Nur ein körperliches, peinliches, beunruhigendes Problem, das dazu führte, dass diese Frau ihre Tage, ihre Jahre mit Warten verbrachte ... mit Warten auf ein Heilverfahren, das es nicht gab. Es würde ein Wunder brauchen, damit sie geheilt würde.

Auch für mich würde es ein Wunder brauchen.